

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1912

187 (11.7.1912) 2. Blatt

Literarische Rundschau.

Max Stevogt.

Den Glanzpunkt der 22. Berliner Sezessionsausstellung vom Juni 1911 bildete unstreitig Stevogts Kollektion. Er hatte unter seinen Bildern der letzten Jahre mit viel Geschick und Geschick ausgewählt und darum jene unwiderstehliche Wirkung erzielt, die seinen Namen in die weitesten Kreise trug. Hatte man bis dahin in ihm nur den Zeichner gewürdigt, so stellte diese Ausstellung mit einem Male seinen Ruf auch als Maler fest; dem Glanze seines Talenten konnte sich keiner verschließen.

Der durch seine „vergleichenden Gemäldestudien“ bekannte Karl Voll hat nun bei Georg Müller in München einen stattlichen Band mit 96 Reproduktionen nach Stevogts Gemälden herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen; allen Kunstfreunden kann dieses Werk nur empfohlen werden, denn es gibt in vortrefflichen Abbildungen einen erschöpfenden Überblick der malerischen Tätigkeit unseres Meisters bis zum Jahre 1908, d. h. bis zu seinem 40. Lebensjahre.

Die Anfänge Stevogtscher Kunst liegen in München, dem München der 90. Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es verlohnt sich wohl, seine Stellung in der süddeutschen Kunstmetropole um diese Zeit eingehender zu würdigen und kurz das Wesen des Impressionismus dazulegen, ohne den ein Stevogt undenkbar wäre. Der Einfluss Pissottos beherrschte noch zu sehr den gesamten Kunstgeschmack und Kunstmarkt. Die glänzendsten Zeiten kunstgeschichtlicher Vergangenheit schienen wiedergekehrt und in dieser Schule der Inbegriff alles Hohen und Reinen erblickt und verehrt. Wer es wagte, gegen sie anzukämpfen, verfiel gleichsam in Acht und Bann. Nur so sind die heftigsten Angriffe und all der häßliche Kampf zu verstehen, der in jenen Jahren um Stevogt tobte, in dem man mit Recht den Mittelpunkt der jungen Münchener Schule erblickte. An Stelle des altmeisterlichen Tons, der geheimnisvollen Unklarheit in Farbe und Form, die mehr ahnen als sehen ließ, sollte nunmehr das Gegenteil treten: höchste Klarheit und Reinheit der formalen und farbigen Erscheinung, strengste Naturwahrheit. Die Farbe der alten Koloristen war ihrem innersten Wesen nach ruhig und bewegungsfeindlich. War sie doch lediglich Trägerin des Lokalcolorits und durch Zusammenstellung und Abstimmung erreichten sie jene Harmonie und eine dem Musikalischen ähnliche Wirkung, die man zweifellos vor diesen Werken empfindet. Die Zeichnung war ihnen alles, und die Farbe, der durchsichtige dünne Farbübergang, der die Untermauerung deckend überzieht, wird immer das Charakteristikum der alten Koloristen bleiben. Worin bestand nun die kulturelle Bedeutung des Impressionismus? Da die Farbe in Gemälden nun einmal das Darstellungsmittel sein, d. h. durch Beobachtung der Veränderung, die der Farbton durch wechselnde Einflüsse, vor allem der Beleuchtung, erfährt, wurde nunmehr dem einzelnen Farbton ebensoviel Wert beigelegt, wie etwa bei Rembrandt einem Strich seiner Zeichnung. Demnach verlieren die Schatten ihr geheimnisvolles Dunkel, sie leuchten auf und erhalten farbiges Leben, und das Licht wird zu einer vordem ungefahnten Lichtkraft gesteigert. Zu welcher Bedeutung nunmehr die einzelnen Farbtöne gelangen, das kann am besten an 2 Werken konstatiert werden, die mit an der Wiege der Impressionismus stehen: die „Erschießung des Kaisers Maximilian“ von Monet (steht in der Mannheimer Kunsthalle) und die „Brücke“ von Monet auf der vorjährigen Berliner Sezession.

Diese Kunstströmung, die gleich einer Sturzwehle das kulturelle Europa überslutete, ward für Stevogt zum Erlebnis. In jahrelangem Ringen und Schaffen hat er sich mit ihr gemessen und auseinandergesetzt und ihn gleich Liebermann zum überzeugten Anhänger und Werber gemacht.

Noch in den letzten Jahren seiner Zugehörigkeit zur Diezschule, in der er eine von Diez selbst unbefangene anerkannte Stellung einnahm, war er auf neue Probleme gekommen, und suchte an Stelle altmeisterlicher Glätte und Politur nach einer Modellierung der Formen nur mit der Farbe. Dies mag wohl wesentlich zur Entfremdung zwischen Lehrer und Schüler beigetragen haben, wenngleich feststeht, daß Stevogts Werke noch lange nachher eine Nachwirkung seines berühmten Lehrers erkennen lassen, da sie noch immer jene dunkle Gesamthaltung und den mehr warmen als natürlichen Ton der Diezschule auf der Stirne tragen. Wir verweisen hier auf das große Familienbild von 1890 und vor allem auf das „Bildnis Th. Goerings am Flügel“ aus dem Jahre 1892. Mit erstaunlicher Einfachheit und einer überraschenden Frische und Prägnanz ist gerade diese Studie heruntergemalt; wir finden es heute unerklärlich, daß man diesen Werken und ihrem Spöpfer die Beachtung versagen konnte.

Die folgenden Jahre zeigen Stevogts Schaffen von Böcklin beeinflusst, der damals auf den Zenith seines Er-

folges und Ruhmes gelangt war und für den die Münchener Sezession so manche Lanze gebrochen hatte. Es ist dieser Einfluß nur erklärlich aus der eigenartigen Doppelnatur unseres Künstlers, dessen schöpferische Natur in ihren letzten Ausläufern poetisch ist, und einen Dualismus von Charakteristik und Phantastik, von Naturalismus und Romantik erlaubt und zur Einheit verschmilzt, die in unseren Zeiten der Arbeitsteilung auch in der Kunst schon zur Seltenheit geworden ist. Das hatte auch die vorjährige Sezessionsausstellung schlagend bewiesen, wo seine Kollektion nicht nur Bewunderung, sondern auch herzliche Empfindungen auszulösen vermochte.

Besonders die Bilder von Frau Aventure, vom Totentanz und der Salome von 1895 lassen unlegbar Böcklins Einfluß erkennen. Die folgenden Jahre zeigen Stevogts Streben nach reinem leuchtendem Kolorit, nach ausschließlicher Wiedergabe des frischen unmittelbaren Natureindrucks. Das kann zur Genüge an den zahlreichen Porträts, Landschaften und Stillleben verfolgt werden, die Stevogt um die Jahrhundertwende gemalt hat; es sei besonders auf den in Stuttgart befindlichen sogenannten weißen Andrade hingewiesen, der nach seiner Überfiedlung nach Berlin entstanden ist. Hier herrscht ein wahrer Jubel heller Töne und dem Beschauer prägt sich unwillkürlich das Bild des glänzenden Cavaliers ins Gedächtnis, mit dem verführerischen Lächeln um die Lippen, der stolzen Haltung des Südländers, wie er mit der Rechten den Handschuh über dem Haupte schwingt beim Vortrag des brausenden Champagnerliedes.

Die Werke der folgenden Jahre alle hier anzuführen, geht nicht an. Es sei nur noch kurz das für Stevogt Typische zu skizzieren versucht. Man erkennt ihn sofort an dem rasend schnellen Tempo, das in seinen Pinselstrichen herrscht, die geistreich und voll glühenden Lebens die Natur sans phrase wiedergeben. Es steckt eine eigene Poesie und Welt in diesen nervös durchzitterten Niederschlägen dieses con brio Temperamentes und kein Betrachter vermag sich dem Feuer seiner Fäden und in ihrer raschen Handschrift so hohen Malerei zu entziehen. Fast alle seine Werke lassen zudem eine eminent hohe Begabung des räumlichen Anordnens erkennen.

Stevogts Bedeutung auch als Zeichner ist ja längst bekannt und seine Illustrationen zum „Li Baba“, zum „Sindbad“, zum „Rübezahl“ u. a. zeugen von der Fülle seiner Einfälle, seinem Reichtum an Phantastik und Romantik. Man übersteht in ihnen gerne da und dort Verzerrungen und freut sich des Ganzen wieder umso mehr, überläßt sich willig der tollen Wunderwelt und dem Märchenzauber, der sich hier vor den erstaunten Bildern aufst, und folgte ihm auch dann noch, wenn seine Lust am Fabulieren sich im grauisigen und grotesk Dämonischen zu verlieren scheint; lacht doch aus allem wieder der Schalk, der ihn so wunderliche Blüten treiben läßt. Sein Leben und Schaffen gleicht in vielem seinem „Sündbad“ dem Kubelosen und wild Umhergetriebenen, dessen sehnuchsvolles Herz der Dichter also berührt:

Hohe Stufen werden schwer erklimmen,
Wer hoch steigt, muß Tag und Nacht gebrauchen,
Wer sich Berken wünscht, muß sie ertauschen,
Wird nur so zu Gut und Ansehen kommen.

Karlsruhe i. V. Ludwig Hoffsch.

Essays.

Der Essay ist so recht die typische Form literarischer Kleinkunst des letzten Jahrhunderts. Wir möchten ihn heute nicht mehr missen, obwohl sein Wesen vielfach Wandlungen erfuhr, die seinen Wert problematisch machten. Der Essay von heute trägt — von einigen Ausnahmen abgesehen — nicht mehr den Charakter eines wissenschaftlichen Versuchs, einer schongeleiteten Abhandlung oder einer kritischen Monographie; er ist zumeist zur Klaunderlei, zur flüchtigen Skizze, zum losen Stimmungsbild geworden. Was er dabei an Eleganz des Stils gewonnen, hat er an innerem Gehalt, an Objektivität, an Methodik und Gründlichkeit eingebüßt. Es war ein Verhängnis dieser Kunstgattung in ihrer freieren, der Klaunderlei sich nähernden Form, daß sie die Verfasser verhältnismäßig wenig zur Konzentration zwang. Sie verleitete dadurch zur Massenproduktion und wurde in der Folge zur Domäne eines oftmals nur an der Oberfläche der Dinge plätschernden Literatentums. Angesichts dessen ist es durchaus zu begrüßen, daß in jüngster Zeit wieder Männer der Wissenschaft dem Essay sich zuwenden beginnen und diesem das Ansehen zurückerobern, das er zur Zeit eines Macaulay, eines Emerson, Grimm usw. besaß. Gerade die Gegenwart braucht den Essay als das Mittel für den im Berufsleben stehenden Gebildeten, bei möglichst großer Zeit- und Energieersparnis mit dem gesamten Geistesleben in Fühlung zu bleiben. Gemeinverständlich und trotzdem nicht leicht, erschöpfend, doch ohne Umständlichkeit zeigt der Essay, wie er war — und wie er wieder zu werden anfängt — dem Leser nicht bloß

Forschungsergebnisse, sondern auch die Wege zu ihnen, nicht nur ästhetische Werturteile, sondern auch die Gründe dafür.

Von einer Anzahl Essays dieser Art (Scheffler, Böhm, Mann, Harnack, Wards, Lenz, van de Velde u. a.) war in diesem Blatt schon die Rede. Sie gehören in die Kategorie der wissenschaftlichen, nur um der Sache willen geschriebenen Aufsätze mit unterrichtender Tendenz. Zu ihnen gesellt sich heute eine Sammlung zwar nicht ausdrücklich als Essays bezeichneter, aber doch als solche zu wertender Biographien von Robert Jessen (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart); sie trägt den Titel „Deutsche Männer“ und bedeutet einen Versuch, in fünfzig Charakterbildern Vorbilder für die zum Lebenskampfe antretende Jugend aufzustellen. Das Unterfangen eines Einzelnen, in einem Bande von nicht viel mehr als 400 Seiten einem halben Hundert der größten Repräsentanten deutscher Geschichte, Wissenschaft, Kunst und Literatur gerecht zu werden, kann selbstverständlich nicht zu lauter gleichwertigen Resultaten und wissenschaftlicher Nachprüfungen ernstlich gewachsenen Urteilen führen; es kann auch nur wenige Einzelzüge der zu schildernden Persönlichkeiten in wesentlich neue Beleuchtung rücken. Trotzdem ist dem Werk durch seine Tendenz, den Glauben an die ungeheure Kraftentwicklung, deren die deutsche Natur in ihren stolzeften Vertretern fähig ist, zu wehen und zu stählen, ein einheitlicher Charakter gesichert. Wir haben das Buch mit großem Interesse gelesen und werden in nächster Zeit Gelegenheit nehmen, das eine oder das andere der fesselnden Charakterbilder an dieser Stelle zum Abdruck zu bringen.

Von anderer Art ist der im Inselverlag zu Leipzig erschienene Band „Essays von Hermann Bahr“. Hier tritt uns die moderne, spezifisch literarische Form des Essays entgegen, die allerdings in Bahr noch einen ihrer besten Vertreter hat. Bahrs Essays haben keine Tendenz, zum mindesten keine, die Hauptache wäre. Geistvolle Reflexion ist ihr Inhalt und Zweck. Es sind durchaus subjektiv gefärbte Feuilletons, in denen sich der Geist des modernen Schriftstellers widerspiegelt, der die besten Früchte der Kultur und Literatur aller Zeiten und Rassen genossen hat. Was Bahr, dessen Stilkunst keiner besonderen Würdigung mehr bedarf, über Dichter und Romantiker, Kunst und Forschung, über Zukunfts- und Gegenwartswerte sagt, das alles ist mit Genuß zu lesen, wenn auch manches zum Widerspruch reizt. Es ist ein Buch voller Anregung, doch ohne eigentliche Belehrung und ohne mehr als ephemeren Wert. Man merkt das so recht, wenn man etwa den Bahrschen Essay über Goethe mit dem vergleicht, den Emerson in seinen „Repräsentanten der Menschheit“ über den Dichterkönig geschrieben.

„Impressionen aus dem Tagebuch eines Wanderjournallisten“ heißt ein anderes Buch, das W. Fred zum Verfasser hat und im Verlag von Ernst Rowohlt in Leipzig erschienen ist. Es bringt flott geschriebene Artikel, die im Laufe von mehr als 10 Jahren in verschiedenen großen Zeitungen das Licht der Welt erblickten. Was gegen das Buch etwa einzuwenden wäre, steht schon im Vorwort des Verfassers; es ist im wesentlichen der Umstand, daß alle diese Aufsätze auf den Befehl des Tages und der Stunde entstanden sind und daß manches darin, am heutigen Stande der Dinge gemessen, nicht mehr stimmt und stimmen kann. Die Lektüre des Buches lehrt aber dennoch, daß es schade gewesen wäre, wenn der Verfasser die zum Teil ganz prächtigen, lebensvollen Schilderungen der Vergessenheit hätte anheimfallen lassen. E. R. i. f.

* Zeitschriftenchau.

Deutsch-englische Verbandsnummer von „Nord und Süd“. Nachdem im Juni den englischen Stimmen zur Frage einer deutsch-engl. Annäherung Raum gewährt worden war, bringt das Juliheft von „Nord und Süd“ (Herausgeber und Chefredakteur: Professor Dr. Ludwig Stein, Berlin W., Lützowufer 5a, — Preis pro Quartal 6 Mark) die Entgegnungen darauf von deutscher Seite. Voraufgeschickt ist ein Aufsatz des Herausgebers Prof. Dr. Ludwig Stein über H. J. Valfgur. Die Reihe der guten Namen beginnt darauf Karl Max Fürst Lichnowsky mit einem Artikel: „Deutsch-englische Mißverständnisse“; ihm folgen: der Direktor der Deutschen Bank A. v. Gwinner, Oberbürgermeister Dr. Bermuth, Professor Th. Schiemann, Heinrich Pring zu Schönau-Carolath, Votschastler a. D. von Halleben, Graf Rosadowitz und viele andere. Auf ein ganz anderes Gebiet führt Dr. W. Sörrensens Aufsatz: „Strömungen im modernen Kunstgewerbe“. Besondere Hervorhebung verdient, daß das Heft den Beginn eines neuen Romans von Hans Land: „Alfred von Angelsheims Lebensdrama“ enthält. Den Beschluß des Heftes bilden wieder mehrere Rundschauen: Koloniale Rundschau (Coloniensis), Theologisch-kirchliche (Theodor Rappstein), Literarische, diesmal als Reise-Rundschau (Friedrich Stein-Berlin), Musikalische (Walter Dahms) und Wirtschaftliche Rundschau (Horatio).

Die Münchener Halbmonatsschrift Janus vollendet in wenigen Wochen ihren ersten Jahrgang und hat während der kurzen Zeit ihres Bestehens in reichlichem Maße gehalten, was sie versprochen. Es ist der vornehm und gediege ausgestatteten Zeitschrift, die jeder mit Freude immer wieder zur Hand nimmt, zu wünschen, daß sie immer weiter in alle Kreise der Gebildeten eindringt.

